

Nr. 83. Bromberg, den 4. Juni 1925

Tom Sawyers Abenteuer.

Von Mark Twain.

Deutsche Übersetzung von Margarete Jacobi.

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.

Als die Schule dann um Mittag aus war, flog Tom auf Becky Thatcher zu und wisperte ihr ins Ohr:

„Setz' deinen Hut auf und tu' als ob du heim wolltest. Wenn du an der Ecke bist, laß die anderen laufen und komm durch's Heckengäßchen zurück. Ich mach's grad' auch so."

So ging also jedes der beiden mit einem anderen Haufen Kinder ab, am Ende des Heckenpfads trafen sie einander und als sie dann zusammen die Schule erreichten, hatten sie dieselbe ganz für sich allein. Sie setzten sich neben einander, nahmen eine Tafel vor und Tom führte Beckys mit dem Griffel bewaffnete Hand sorgsam mit der seinen und schuf ein neues erstaunliches Wunder von Haus. Als das Interesse an der Kunst etwas zu erlahmen begann, machten sich die zwei ans Plaudern. Tom schwamm in einem Meer von Wonne: Jetzt fragte er:

„Magst du Ratten?"

„Puh nein, ich kann sie nicht ausstehen."

„Ich auch nicht — lebendige wenigstens. Aber tote, mein' ich, die man an eine Schnur bindet und um seinen Kopf schwingt."

„Nee, ich mach' mir überhaupt nicht viel aus Ratten, so oder so. Was ich gern mag, ist Süßholz!"

„Das glaub' ich. Wollt', ich hätt' ein Stück!"

„Wirklich? Ich hab' eins. Da, du kannst ein bißchen dran kauen, mußt mir's aber dann wiedergeben, gelt?"

Das war nun eine wundervolle Beschäftigung. So kauten sie denn abwechselnd und baumelten dazu mit den Beinen gegen die Bank im Übermaß wonnigsten Behagens.

„Warst du schon einmal im Zirkus?" fragte Tom.

„Ja, und ich darf wieder hin, hat Papa versprochen, wenn ich sehr brav bin."

„Ich war schon drei oder viermal — nee noch viel, viel öfter dort. Die Kirche ist gar nichts dagegen! Im Zirkus ist immer was los. Wenn ich 'mal groß bin, werd' ich Hanswurst!"

„Wahrhaftig? Das wird reizend! Die sind immer so wunderhübsch gefleckt, Hosen und Jacke und alles."

„Das ist wahr. Und sie verdienen Haufen von Geld — beinahe 'nen Dollar im Tag, meint Ben Rogers. Sag' mal, Becky, warst du schon 'mal verlobt?"

„Was ist denn das?"

„Na, verlobt — wenn man sich heiraten will."

„Nie, nie."

„Möchtest du's gern?"

„Vielleicht, ich weiß nicht. Wie ist's denn ungefähr?"

„Wie's ist? Ja, wie gar nichts eigentlich. Du brauchst nur 'nem Jungen zu sagen, du wollst keinen anderen haben als ihn, nie, nie und nimmer, dann gibst du ihm 'nen Kuß und die Geschichte ist fertig. Das kann doch ein kleines Kind — nicht?"

„'nen Kuß? Warum denn den?"

„Ja, das muß man, weil, — kurz sie tun's eben alle, das gehört dazu."

„Alle tun's?"

„Ja, alle die ineinander verliebt sind. Weißt du noch, was ich dir auf die Tafel geschrieben habe?"

„J—ja."

„Was denn?"

„Ich sag's nicht."

„Soll ich's sagen?"

„J—ja — aber ein andermal."

„Nein, jetzt."

„Nein, nicht jetzt — morgen."

„Ach nein, jetzt, bitte, bitte, Becky. Ich will's auch nur ganz, ganz leise sagen. Soll ich?"

Da Becky zögerte, nahm Tom ihr Schweigen für Zustimmung, schlang den Arm um sie, legte den Mund dicht an ihr Ohr und flüsterte ihr leise, leise die uralte Zauberformel zu. Dann fuhr er ermunternd fort:

„Jetzt bist du dran. Nun mußt du's sagen — ganz dasselbe."

Eine Weile widerstand sie, und bat dann:

„Du mußt dein Gesicht dorthin drehen, daß du mich nicht sehen kannst, dann sag' ich's. Du darfst's aber keinem, keinem Menschen wieder sagen, gelt Tom, das versprichst du, gelt?"

„Nie im Leben, Becky, gewiß und wahrhaftig. Na — denn los!"

Er wandte den Kopf ab, sie beugte sich schüchtern zu ihm, bis ihr Atem seine Wange streifte und seine Locken bewegte und flüsterte: „Ich — liebe — dich."

Dann sprang sie auf, rannte um Bänke und Tische, Tom immer hinterdrein, nahm zuletzt Zuflucht in einer Ecke des Zimmers und drückte ihr Gesichtchen fest in die weiße kleine Schürze. Tom schlang die Arme um ihren Hals und bat:

„Jetzt, Becky, ist's ja beinahe vorbei — nur noch der Kuß. Du brauchst dich doch davor nicht zu fürchten, das ist ja gar nichts. Bitte, Becky."

Und er versuchte Schürze und Hände vom kleinen Gesicht zu lösen.

Allmählich gab sie nach und ließ die Hände sinken. Das Gesichtchen, ganz rot und erhitzt von der Anstrengung, kam zum Vorschein und unterwarf sich der Prozedur. Tom küßte die roten Lippen und sagte:

„So, jetzt ist's geschehen, Becky. Und von jetzt an, weißt du, darfst du nur mich lieben und heiraten und gar, gar keinen andern, nie, niemals, in alle Ewigkeit nicht. Willst du?"

„Nein, ich will nie 'nen andern lieben, Tom, und nie 'nen andern heiraten als dich, aber du darfst 's auch nicht tun, Tom, darfst auch nie 'ne andere heiraten wollen."

„Gewiß! Natürlich, das gehört auch dazu. Und immer auf dem Weg zur Schule oder nach Hause mußt du mit mir gehen, wenn's niemand sieht, und bei Gesellschaften wähl' ich dich und du mich zum Spiel, denn so macht man's, wenn man verlobt ist."

„Nein, wie hübsch! Davon hab' ich noch gar nichts gewußt."

„Na, 's ist schrecklich lustig. Et, ich und Anny Lorenz —"

Beckys große, erschreckte Augen verrieten Tom sofort seinen Mißgriff. Verwirrt hielt er ein.

„O, Tom. Ich bin also nicht die erste, mit der du verlobt bist?"

Ihre Tränen flossen. Tom tröstete:

„Wein' nicht, Becky. Ich mach' mir gar nichts mehr aus der."

„Doch, Tom, doch — du weißt selbst, daß du dir noch 'was aus ihr machst . . ."

Tom versuchte den Arm um ihren Hals zu legen, sie aber stieß ihn fort, wandte das Gesicht der Wand zu und schluchzte herzbrechend weiter. Tom versuchte es noch einmal mit sanft zuredenden Worten und wurde wieder zurück-

gewiesen. Nun regte sich sein Stolz, stumm schritt er der Türe zu und ging hinaus. Draußen drückte er sich eine Weile herum, rastlos und unbehaglich, von Zeit zu Zeit nach der Türe schielend, in der Hoffnung, sie würde bereuen und kommen, ihn zurück zu holen. Sie aber kam nicht. Nun wurde ihm schlecht zu Mute und er begann zu fürchten, daß er selber im Unrecht sei. Es kostete ihn einen harten Kampf, noch einmal Annäherungsversuche zu machen, doch wappnete er sich schließlich mit Mannesmut und ging hinein. Dort stand Becky noch in ihrem Winkel und weinte, das Gesicht gegen die Wand gepreßt. Toms Herz krampfte sich zusammen bei dem Anblick. Er trat zu ihr, im Moment ratlos, wie er die Verhandlungen einleiten sollte. Endlich stieß er zögernd hervor:

„Becky, ich — ich mag keine andere mehr sehen, als dich."
(Keine Antwort — nur erneutes Schluchzen.)
„Becky," — (bittend.)
„Becky, willst du mir gar nichts sagen?"
(Heftiges Schluchzen.)

Tom grub in seinen Taschen und brachte endlich das Kleinod seines Herzens, den Messingknopf irgend eines alten Deckels, zum Vorschein, hielt ihr denselben vor, so daß sie ihn sehen konnte und sagte in einladendem Tone:

„Bitte, Becky, nimm doch das da, sieh mal her!"

Sie aber schlug's unbesehen zu Boden. Nun wandte sich Tom wortlos, schritt aus dem Hause und suchte das Weite, um für diesen Tag nicht zur Schule zurückzukehren. Bald ward es Becky klar, was sie verscherzt hatte. Sie rannte nach der Türe, auf den Hof, flog um die Ecke des Hauses — er war nicht mehr zu sehen. Nun erhob sie die Stimme:

„Tom, Tom, komm zurück, Tom!"

Atemlos lauschte sie, keine Antwort. Ihre einzigen Gefährten waren Schweigen und Einsamkeit. Wieder setzte sie sich, um zu weinen, und als dann die Schüler zu den Nachmittagsstunden herbei zu strömen begannen, mußte sie ihre Trauer bergen, ihr gebrochenes Herz zur Ruhe bringen und das Kreuz eines langen, trübseligen, schmerzvollen Nachmittags auf sich nehmen, ohne unter diesen Fremden auch nur eine fühlende Brust zu haben, die ihren Schmerz hätte teilen können. —

Siebentes Kapitel.

Tom schlich sich fort auf Seitenpfaden bald zur Rechten und bald zur Linken, um dem Späherauge der zur Schule zurück pilgernden Kinder zu entgehen. Er setzte einigemale über einen kleinen Bach, da kreuzweises Überschreiten von Wasser ein gutes Mittel sein sollte, sich geplanter Verfolgung sicher zu entziehen. Eine halbe Stunde später sah man ihn oben hinter dem letzten hochgelegenen Haus des Städtchens verschwinden, die Schule lag wie im Nebel weit hinter ihm. Nun kam er in einen dichten Wald, bahnte sich mühsam einen Weg recht ins Dickicht hinein und warf sich ins weiche Moos unter einer breitästigen Eiche nieder. Nicht ein Lüftchen regte sich, die brütende Mittagsglut hatte selbst den Sang der Vöglein verstummen machen. Die ganze Natur lag regungslos, wie in Verzückung, nur das gelegentliche, wie aus weiter Ferne ertönende Hämmern eines Spechtes unterbrach die lautlose Stille und schien die ringsum herrschende Einsamkeit nur noch lastender und fühlbarer zu machen. Des Knaben Seele badete sich gleichsam in Schwermut, seine Gefühle befanden sich im glücklichen Einklang mit der Umgebung. Lange saß er so, die Ellbogen auf die Knie, das Gesicht in die Hände gestützt und dachte nach. Ihm schien das Leben im besten Falle nur eine Last zu sein und er beneidete beinahe den Jimmy Hodges, der kürzlich von dieser Last erlöst worden war. So friedlich und schön dachte er's sich, da unten zu liegen, zu schlummern und zu träumen für immer und immer, während der Wind in den Bäumen spielte und mit den Blumen und Gräsern koste, die auf dem Grabe standen. Da gab es dann nichts mehr, über das man sich zu quälen und zu grämen brauchte. Wenn nur sein Sonntagsschul-Gewissen rein wäre, wie gerne würde er der ganzen Welt Valet sagen. Und was jenes Mädchen betraf — was hatte er eigentlich getan? Nichts. Er hatte es so gut gemeint, wie nur einer in der Welt und war behandelt worden, wie ein Hund, — wie ein elender Hund. Sie würde es bereuen eines Tags — wenn es zu spät wäre vielleicht. Ach, wenn er nur sterben könnte, nur für einige Zeit!

Das elastische Herz der Jugend aber läßt sich nicht lange in ein und dieselbe Form zusammenpressen. Tom glitt alsbald wieder ganz unmerklich in die Interessen dieses Lebens zurück. Wie, wenn er allem den Rücken kehrte und geheimnisvoll verschwände? Oder wenn er davon wanderte, weit, weit, ewig weit fort, in ferne fremde Länder jenseits der See und niemals wieder käme? Wie würde Becky zu Mute sein? Der Gedanke, ein Hanswurst zu werden, stieg auch wieder in ihm auf, aber er wies ihn mit Ekel von sich. Tollheit und Witze nebst gesprenkelten Trikots waren jetzt förmlich eine Beleidigung für seinen Geist, der sich in das nebelhafte, hehre Gebiet der Romantik aufgeschwungen hatte. Nein, ein Soldat wollte er werden und nach langen, langen Jahren wiederkehren, kriegsmüde, ruhmbedeckt. Oder, noch besser! Er wollte zu den Indianern gehen, Büffel jagen, den Kriegspfad beschreiten in den wilden Bergen und unermeßlich weiten Ebenen des „Fernen Westens", und dann einmal in grauer Zukunft zurückkehren als großer Häuptling, starrend von Federn, scheußlich bemalt und an einem schläfrigen Sommermorgen mit gellendem Kriegsgeheul, welches das Blut gerinnen machte, in die Sonntagsschule einbrechen, wo die Herzen und Augen seiner Kameraden ihn förmlich verzehren würden vor sengendem Neid. Halt, es gab noch etwas Größeres als selbst dieses! Ein Seeräuber wollte er werden! Das war's. Jetzt lag seine Zukunft klar vor ihm, strahlend in unsagbar blendendem Glanze. Wie würde sein Name die Welt erfüllen und alle Menschen schaudern und erbeben machen! Wie glorreich würde er auf seinem langen, niedrigen, kohlschwarzen Schnellsegler „Sturmesfittich" die wogenden Wellen der See durchfurchen, während die düstere Flagge vom Vordermast wehte, ein gefürchtetes Zeichen auf allen Meeren. Und, auf dem Gipfel seines Ruhmes angelangt, wie wollte er plötzlich im alten Städtchen erscheinen, in die Kirche treten, braun und verwettert, in seinem schwarzen Sammtwams und der faltigen Pluderhose, seinen hohen Stulpstiefeln, der roten Schärpe und dem mit wallenden Federn besteckten Schlapphut, den Gürtel starrend von Reiterpistolen, das in blutigen Metzeleien eingerostete Schwert an der Seite; sodann wollte er die schwarze Flagge mit dem Totenschädel und den gekreuzten Gebeinen darauf entfalten und mit einem das Herz zum Zerbersten schwellenden Entzücken das Raunen und Flüstern hören: „Seht, das ist Tom Sawyer, der Pirat! Der schwarze Würger der spanischen Meere!"

„Ja, nun war's entschieden, seine Laufbahn festgestellt. Er wollte von Hause weglaufen und dieselbe sofort antreten. Gleich am nächsten Morgen wollte er's tun! Drum mußte er aber auch sofort an die Vorbereitungen gehen. Es galt zunächst, all seine Reichtümer zusammen zu tragen. So ging er denn zu einem verfaulten Baumstamm in der Nähe und begann an einem Ende desselben mit seinem Messer den Boden aufzuwühlen. Bald kam er auf Holz, das hohl klang. Er legte die Hand darauf und sprach andächtig die Beschwörungsformel:

„Erscheine, was nicht hier,
Und was schon hier war, bleibe!"

Dann kratzte er die Erde vollends weg und legte eine fichtene Schindel bloß. Diese hob er empor und nun zeigte sich eine schmucke, kleine Schatzkammer, deren Boden und Wände ebenfalls aus Schindeln bestanden. Eine einzige Glaskugel lag darinnen. Toms Erstaunen war grenzenlos. Verblüfft kratzte er sich am Kopfe und sagte:

„Na, das übersteigt denn doch alles!"

Drauf schleuderte er die Kugel zornig von sich und überlegte die Sache, tief in Brüten versunken. Einer seiner festesten Glaubenssätze, die bis jetzt ihm und seinen Kameraden für unfehlbar gegolten, war soeben ins Wanken geraten. Wenn man eine solche Kugel vergrub, so hieß es, und die nötigen Formalitäten dabei streng befolgte, dann, nach vierzehn Tagen an dem Platz wieder nachsah mit eben der Formel, die Tom gesprochen, so würde man alle Kugeln, die man jemals im Leben verloren, um die eingegrabene versammelt finden, einerlei, wie weit zerstreut sie gewesen. So lautete der Satz. Und nun war das Ding fehlgeschlagen, fraglos, zweifellos fehlgeschlagen. Toms ganzes Glaubensgebäude wankte in seinen Grundfesten. Immer nur hatte er von dem Erfolg, niemals von dem Mißglücken dieses Verfahrens gehört. Er selbst hatte es schon einigemale probiert und nur keinen Erfolg gehabt, weil er nie das Versteck wieder auffinden konnte. Ratlos brütete er eine Zeitlang über der Sache und kam schließlich zu der Einsicht, daß irgend eine Hexe die Hand im Spiel gehabt und den Zauber gebrochen haben müsse. Davon wollte er sich nun überzeugen. So suchte er denn herum, bis er einen kleinen sandigen Fleck entdeckte, mit einer trichterförmigen Vertiefung in der Mitte. Er legte sich flach auf den Boden, hielt den Mund dicht an diese kleine Höhlung und rief:

„Faulpelzkäfer, Faulpelz du,
Sag' mir, was du weißt, im Nu!"

Da begann es im Sande zu arbeiten, und gleich danach erschien auf einen Augenblick ein kleiner, schwarzer Käfer an der Oberfläche, der sich aber alsbald erschreckt wieder zurückzog.

„Haha! Der wagt's nicht, was zu sagen. 's war also richtig eine Hexe! Hab' mir's doch gedacht!"

(Fortsetzung folgt.)

Frau Babette.

Von Franz Friedrich Oberhauser.

(Nachdruck verboten.)

Frau Boldt hatte sich nie gedacht, wie schwer es für eine Mutter sein könnte, wenn das Kind, groß geworden, die Familie verläßt und sich selbständig macht.

Ihr Sohn Richard hatte sich, obwohl er nicht heiratete, — das hätte Frau Boldt noch begreiflich gefunden, — in der Stadt eine kleine Wohnung genommen, einen Teil seiner Möbel dorthin schaffen lassen und war damit aus dem Kreise der Familie getreten. Für die Mutter Boldt war dies ein großes Ereignis, das jedesmal, so oft sie in das Zimmer trat, das ihrem Sohne gehört hatte, von neuem Feuer durchflammt wurde. Dort an der Wand stand ja der Kleiderkasten, man sah noch jetzt, daß er dort gestanden hatte.

„Wir müssen das Zimmer frisch tapezieren lassen!“ sagte der Vater. Aber die Mutter war damit nicht einverstanden.

„Dummheiten!“ brummte der Vater, und fühlte doch ganz gut die wehmütige Süßigkeit in dieser bitteren Schwäche des Herzens.

Manchmal, wenn es sehr einsam war, dann entflogen den Lippen der Mutter Boldt einige Worte, die sie eigentlich gerne für sich behalten hätte. Sie sagte da zum Beispiel: „Ich kann es nicht verstehen, daß Richard von uns fort ist. Er heiratete doch nicht! Warum hat er uns dann verlassen? Kann er unseren Anblick nicht mehr vertragen?“

„Mutter!“ sagte Vater Boldt vorwurfsvoll, „so gib dich damit zufrieden! Man zieht die Kinder groß, damit sie selbständig werden, damit sie auf eigenen Füßen stehen! Das ist doch das schönste Ziel! Willst du einen Taugenichts in deinem Sohn erzogen haben? Statt, daß du dich freust, grübelst und sinnierst du und bist traurig!“

„Es ist doch mein Sohn!“ sagte die Mutter still. Der Vater hatte Recht, sie fühlte es.

„Er ist nicht fort, und kommt, so oft er kann! Ich gehe zum Tapezierer, in dieser Woche noch wird er mit der Arbeit anfangen!“

Der Vater ging. Die Mutter Boldt stand auf und trat in das stille Zimmer. Sie sah wieder dorthin, wo der Kasten gestanden hatte und die Tapeten ein wenig dunkler waren. Sie sah auf die Wand, dorthin, wo immer einige Photographien hingen. Sie waren fort. Der Schreibtisch stand noch da und eine Aschenschale mit wenig Zigarettenasche. Mutter Boldt ließ sie, sie trug die Asche nicht fort!

Wie empfindsam sind doch Frauen, und . . .

Frau Boldt ging an ihre häusliche Arbeit . . .

Mütter müssen resignieren. Und können es . . .

*

Eines Tages sagte Frau Boldt: „Ich will ihn besuchen gehen, er war schon eine Woche lang nicht da!“

„Arbeit!“ sagte der Vater . . . „Du weißt doch, sein Beruf!“

„Macht nichts aus. Für die Mutter muß der Sohn immer einige Augenblicke Zeit haben!“

„Dann gehe hin!“

„Du gehst doch mit?“ fragte Frau Boldt laut.

„Natürlich!“ sagte der Vater langsam . . . „gehe ich mit!“

*

„Ich gehe jetzt einkaufen, Herr Boldt!“ sagte Babette, die Frau, die die Wohnung Richards in Ordnung hielt. Frau Babette hatte schon ziemlich weiße Haare, aber das Gesicht war noch frisch und voll, der Körper stark, die Hände flink. Und die Arbeit machte der älteren Frau eine Freude. Kein Stäubchen war in der Wohnung zu sehen, fortwährend war das Schürzenzipfelchen in Bewegung, wenn Frau Babette in einem der Zimmer stand.

„Es ist gut, Babette!“ sagte Richard und schrieb eifrig weiter.

Bald nachdem Babette gegangen war, kamen Mutter und Vater Boldt.

„Du kommst ja gar nicht mehr, Richard!“

„Ich habe viel Arbeit, Mutter! Wollt ihr es euch bequem machen?“

„Ich muß mich einmal umsehen, ob du es rein hast!“

Die alte Sorge erwachte in Mutter Boldt. Sie wischte über Kästen und Vitrinenrücken, über die Ziegel des Kachelofens, zog Laden heraus und besah sich die Wäsche.

Sie sagte nichts.

„Bist du zufrieden, Mutter?“ fragte Richard.

Da kam Frau Babette. O, es war ein eigenartiges Zusammentreffen. Babette wollte gleich wieder gehen, als sie den Besuch sah. „Nein, machen Sie doch Ihre Arbeit! Babette!“ sagte Richard. Mutter Boldt machte die Äuglein rund und konnte den Blick nicht von Frau Babette lassen. Babette kannte die Eltern Richards nicht. Es war ihr wirklich gleichgültig, wer die beiden Leute waren.

Sie stellte Blumen auf den Tisch, schöne weiße Margriten, auf den Kaminsims kamen Geranien und dann noch eine Hand voll junger köstlicher Rosen auf den Schreibtisch. Wie Richard die Rosen liebte! Mutter Boldt wußte es. Und wie er Äpfel und Pfirsiche liebte! Kaum hatte es Frau Boldt gedacht, da kam Babette, — und sie ging immer so leicht und ruhig und war freundlich und bescheiden, — und brachte einen Aufsatz mit großen flaumigen Pfirsichen! Waren die nicht reizend? Und eine Schüssel mit saftroten Äpfeln.

„Ja . . . aber . . . Babette . . . ich habe das doch nicht alles bestellt?“

„Aber Sie lieben es doch?“ fragte Babette zurück, ohne aufzuhören, die Sachen in Ordnung zu bringen. Sie ging und kam gleich wieder mit einem Service Kaffee. Der Duft des Kaffees hing zart und wundersam im Zimmer.

Mutter Boldt hatte einen Augenblick lang einen Groll gegen Babette. Das ist nun sozusagen seine Mutter! Die Mutter meines Sohnes! Wie sie sich sorgt! Sieh einmal an! sagte eine blasse Eifersucht in ihr. O, könnt ich um ihn sein . . . warum . . . warum mußte Richard gehen? hatte er es hier besser? Aber die ruhige Art und Weise, das Unaufdringliche im Wesen dieser weißhaarigen Frau beruhigte Mutter Boldt. Nur ein ganz klein wenig von Groll blieb, und auch von Eifersucht. Eine Mutter empfindet tief, und sie betrachtet das Kind als ihr einziges Eigentum, als einzig und allein ihren Besitz.

Goldene Sonnensaiten spannen sich durch das Zimmer. Eine goldbesaitete, funkelnde Harfe war es, und vereinzelt flogen Blitze von Krügen und Geschirren auf. Es war sehr ruhig und still in den beiden Zimmern.

Babette war längst fort.

Mutter Boldt schwieg. Richard sah sie an, dann sagte er leise: „Mutter . . . weinst du?“

„Nein“, lächelte Frau Boldt und griff nach der Hand des Sohnes. „Ich kann mich nicht so rasch an dein Fortsein gewöhnen, weißt du!“

„Ach, Mutter, die Sorge! . . . Nein! siehst du! . . .“ sagte Richard, nach einem kleinen Weilchen Nachsinnens, „siehst du nicht, wie alles, alles . . .“

„Ich bitt' euch!“ brummte der Vater, „hört doch auf!“

Richard gab ihm eine Zigarre, langsam zündete sich der Vater Boldt die Zigarre an.

„Es ist hier alles wie zu Hause . . . Mutter, alles geht in deinen Spuren . . . Alles, was du mir tatest und gabst, vermiß ich auch hier nicht, wenn es auch eine andere Frau macht, Mutter, sie macht dasselbe . . .“

„Dasselbe, Richard . . . nein, es ist nicht dasselbe!“

„Mutter, verstehst du nicht, dein Geist lebt darin, deine Sorge und deine Mühe!“

„Ja!“ sagte Mutter Boldt und kam mit ihren Gefühlen nicht mehr zurecht. Sie sah ja alles richtig ein, sie verstand alles sehr gut, aber sie war doch nicht ganz zufrieden.

Sie schämte sich ihrer Tränen, die sich immer wieder aufdrängen wollten. Sie kämpfte; sie siegte.

„Es ist alles recht und gut!“ sagte sie leichthin.

Es war, als begänne die goldene Sonnenharfe zu spielen, ganz fein und leise. So zart und voll Innigkeit und wunderbarer Melodie, daß sie nicht das Herz der Mutter allein umfang, auch der Vater fühlte es und Richard. Aber der Vater blies stramme Rauchwolken aus der Zigarre und stand am Fenster. Männer verstecken den Ausdruck ihrer empfindsameren Gefühle gerne.

Mutter Boldt stand auf: „Wir wollen gehen!“

„Ja!“ sagte Vater Boldt, „eine feine Marke rauchst du, Richard! Grüß dich Gott, Junge!“

Als Frau Boldt in das Vorzimmer kam, Babette hatte die Türe geöffnet, lächelte sie Babette an und reichte ihr die Hand. Ein leichter Druck der Hände.

Babette war ein wenig verwirrt, sie kannte das Brausen der Gefühle nicht, die jäh in ihr waren, aber bald wußte sie: es war die Freude . . .

Eine merkwürdige Prophezeiung.

Unter diesem Titel finden wir in dem „Hamb. Fremdenblatt“ folgende, Leo Erichsen gezeichneten Mitteilungen: In Moskau ist zurzeit der polnische Gesandte bemüht, von der Sowjetregierung die Genehmigung zu erhalten, den Leichnam des letzten polnischen Königs, Stanislaus Poniatowski, der in der Katharinenkirche zu Petersburg ruht, nach Lemberg überzuführen, da die Machthaber an der Moskwa angekündigt haben, die Gebeine sämtlicher gekrönter Häupter demnächst in einem Massengrab zu vereinen. Der Name Poniatowski erinnert an eine der seltsamsten Prophezeiungen der Weltgeschichte; sie bezieht sich auf den Neffen des abgesetzten Königs Stanislaus, den Fürsten Josef Anton von Poniatowski. Dieser erhoffte von Napoleon I. eine Wiederaufrichtung des polni-

schen Königreiches; zunächst verbrachte er seine Jahre in einem Schloß in der Ukraine und beschäftigte sich mit Problemen, die heute noch hart am Grenzgebiet des Übersinnlichen liegen. Vor allem widmete er der Kunst, aus den Handlinien das Schicksal zu deuten, seine besondere Aufmerksamkeit, und es gab wohl keinen Chiromanten von Ruf, der nicht nach dem einsamen Schloß des polnischen Prätendenten berufen worden wäre. Seltsamerweise stimmten die Voraussagungen von mehreren der Handliniendeuter darin überein, daß „der Fürst einmal durch eine Elster sterben werde". Es ist verständlich, daß diese Prophezeiung nicht ohne Nachdruck auf Fürst von Poniatowski bleiben konnte, und er ließ mit der Zeit alle Elstern seines Schlosses abschießen, indem er gleichzeitig eine hohe Fangprämie auf jedes Exemplar setzte, so daß nach einiger Zeit wohl sämtliche Elstern in der weiten Umgebung des Schlosses als ausgerottet gelten konnten.

Nun hatte Napoleon nach Zertrümmerung seiner Macht vor Moskau unter dem Versprechen, ihm das alte Königreich zurückzugeben, Fürst Josef Poniatowski mit einer größeren Anzahl polnischer Legionäre für sein Heer gewonnen. Zum ersten Male stritten die Polen im französischen Heer in der Völkerschlacht bei Leipzig. Bei dem fluchtartigen Rückzug der Franzosen in der Nacht vom 18. auf den 19. Oktober 1813 staute sich ein Teil der Armee vor der weißen Elster, deren Brücke vorzeitig gesprengt worden war. Um Ordnung in die Massen zu bringen, ritt der letzte der Poniatowski durch den Fluß; sein Pferd erlitt einen Schlaganfall und zog ihn, der sich aus den Bügeln nicht befreien konnte, in die Tiefe. Seine letzte Frage war: „Wie heißt dieser Fluß?", und mit der Antwort: "Die Elster" versank er in die Tiefe; er fand also tatsächlich durch eine Elster den Tod.


Bunte Chronik


*** Die Hinrichtung durch Elektrizität** findet in Amerika wachsende Gegnerschaft. Am 30. April wurden im Neuyorker Sing Sing-Gefängnis drei Verbrecher auf den elektrischen Stuhl gesetzt, weil sie zwei Bankboten niedergeschossen und beraubt hatten, dabei 42 500 Dollar erbeutend: die Brüder Joe und Morris Diamond und John Farino. Der ältere Bruder Morris erhielt die Erlaubnis zu einer Erklärung, bevor der Strom angedreht wurde; er benützte die wenigen Minuten Frist zu einer leidenschaftlichen Anklage gegen die Behörden, welche seinen Bruder Joe unschuldig sterben ließen. Dieser ging dem Tod mit Ruhe und Gleichmut entgegen. Der dritte, Farino, hörte nicht auf, seine Wärter mit Witzen zu unterhalten, und rauchte an der Zigarre, die man ihm verstattet hatte, bis er in den Stuhl gesetzt wurde. Bei Morris Diamond wurde der Tod erst in neun, bei Joe in acht, bei Farino in neun Minuten festgestellt. Ist die Elektrokution, fragt man sich in der amerikanischen Presse, wirklich eine so humane Hinrichtungsmethode, wie sie von ihren Befürwortern ausgeschrien worden war? Bei ihrer Einführung hieß es, sie sei weit menschlicher als das Hängen; heute jedoch ist man von dieser Meinung so ziemlich allgemein zurückgekommen. Der „New York Herald" geht so weit, die Tötung durch Elektrizität an Grausamkeit der spanischen Garotta (Erdrosselung) und den chinesischen Hinrichtungspraktiken des Köpfens mit Beil oder Messer gleichzustellen. Niemand wisse, was das Opfer der elektrischen Schläge empfinde, bis das Ende eingetreten ist. Übrigens ist das Beispiel Neuyorks, an Stelle des Galgens den elektrischen Stuhl zu setzen, von nur wenigen amerikanischen Staaten nachgeahmt worden. Nevada ist zu einer andern „wissenschaftlichen" Methode übergegangen, durch seine Todeskammer, welche den Delinquenten dem Erstickungs- und Vergiftungstode überliefert. Diese Hinrichtungsart — Tötung durch narkotische und andere Gase — findet in Amerika eine wachsende Zahl von Anhängern. Immer lauter erheben aber auch vielerorts, wie in England, die Gegner der Todesstrafe ihre Stimme.

*

*** Der überraschte Kapitän.** Ein Vergnügungsdampfer an der englischen Westküste fuhr bei Nebel mit etwas gefährlicher Geschwindigkeit, als ein stiller Herr, der es bemerkte, auf die Brücke hinaufstieg und zum Kapitän sagte: „Ziemlich neblig heute, Herr Kapitän." „Ja, 's ist ein bißchen trüb", erwiderte dieser barsch. „Fahren Sie nicht ein klein bißchen zu schnell?" „Wollen Sie vielleicht die Führung des Schiffes übernehmen?" gab der Kapitän zur Antwort. „Und dann — sollten Sie nicht alle zwei Minuten pfeifen?" „So, Sie wissen, scheint's, Bescheid", sagte der Kapitän. „Ich hab' schon oft gehört, jeder Narr, dem man begegne, glaube es besser zu wissen. Nun sehe ich, daß es wahr ist." — Der stille Herr stieg die Leiter hinunter auf das Verdeck, worauf der Kapitän zum steuernden Maat sagte: „Hab' ich den nicht famos abgefertigt?" „Dessen bin ich nicht so ganz sicher", erwiderte der Maat, „es ist nämlich der neue Dampfschiffsinspektor." Aber die Fahrgeschwindigkeit wurde augenblicklich verringert, und die Pfeife ertönte pünktlich.

*

*** Ein Riesen-Halbedelstein.** Eine große deutsch-amerikanische Zeitung führt ihren Lesern eine Abbildung vor Augen, die den „größten Edelstein der Welt" darstellen soll. Es ist ein weißer Topas, der zurzeit im Field-Museum zu Chicago ausgestellt ist und alltäglich zahlreiche Besucher anlockt. Das ziemlich regelmäßig aufgebaute Topas-Geschiebe soll ungefähr 90 Pfund wiegen; es ist wahrscheinlich brasilianischen Ursprungs. Der reklamelustige Museumsvorstand des erwähnten Chicagoer Museums hat ausgerechnet, daß der Riesen-Topas — bei der leichten und ziemlich regelmäßigen Spaltbarkeit dieses Geschiebes — Material für annähernd 200 000 Fingerringe erbringen würde. Diese Tatsache und das ungewöhnliche Gewicht des aus Kieselsäure, Fluor und Tonerde bestehenden Sklerits genügte vollkommen, um die sensationslüsternen Chicagoer Weiblein und Männlein in Scharen herbeizulocken, den „größten Edelstein der Welt" zu besichtigen!

*

*** Das Gorillatal am Tanganyika.** Zwei Naturforscher, ein englischer und ein amerikanischer, die in der Gegend des Tanganyikasees in Ostafrika nach dem Zwischenglied der beiden bekannten Gorillagattungen suchten, entdeckten in der Nähe des Sees Kivu ein Tal, das unter den Eingeborenen als „Gorillatal" bekannt ist. Sie fanden dort einen Bestand von Gorillas, der ihre kühnsten Erwartungen überstieg. Die Gorillas terrorisieren die Eingeborenen, indem sie die Ernte zerstören und so Hungersnot heraufbeschwören. Die Tiere wurden von den Forschern Kivu-Gorillas getauft. Ein erlegtes männliches Exemplar maß über 2 Meter bei einem Brustumfang von 1,80 Meter und sein Bizeps war 43 Zentimeter. Diese Quadrattiere sind schlechte Kletterer, da weder Hände noch Füße für diesen Zweck geformt sind. Dagegen haben sie nach den Beobachtungen der Forscher ein eigenartiges Talent: sie können sich mit Hilfe von Bambusrohren auf die Bäume schwingen.

*

*** Der Liebesbrief mit der kostbaren Freimarke.** Im Jahre 1847 empfing eine junge amerikanische Dame einen Brief von ihrem Liebsten, der sich in Alexandria in Virginien aufhielt. Auf dem Papier war eine Freimarke, die gedruckt war auf blauem Papier. Das Liebespaar heiratete später, und nun hat die Tochter des Paares jenen Brief gefunden, dessen Freimarke als einzig existierendes Exemplar dieser Art für 60 000 dänische Kronen verkauft wurde.

Lustige Rundschau


*** Echt amerikanischer Humor.** In St. Paulo brach kürzlich ein Bär in ein Haus ein. Der Hausvater war abwesend, seine Gattin glaubte, er käme betrunken nach Hause. Sie hielt sich nicht erst damit auf, nachzusehen oder Licht anzuzünden, sondern begann die energische Tätigkeit ihrer Zunge und ihrer Hände ohne weiteres. Als der Bär eiligst das Haus verließ, hörte er nicht eher auf zu laufen, als bis elf Meilen zwischen ihm und dessen Bewohnerin lagen. Sein Aussehen aber war derart, daß die anderen Bären ihm wochenlang aus dem Wege gingen.

*

*** Die Wallfahrt auf Erbsen.** Zwei spitzbübische Bauern wallfahrteten, um den heiligen Rasso um Vergebung anzuflehen, nach Andechs. Um ihre größere Bußfertigkeit zu zeigen, hatten sie gelobt, Erbsen in ihre Schuhe zu tun! Der eine konnte das Ziel vor Schmerzen nicht erreichen, während der andere frisch und gesund blieb. Der mit den Schmerzen fragte daher, wie Ludwig Thoma in seinem Agrikola (Verlag A. Langen, München) erzählt, den Munteren, ob er auch wirklich Erbsen in seine Schuhe getan habe? „Jo, Loibl, jo!" antwortete dieser. „Moanst, i tat den heiligen Rasso so betrüge? Aber woaßt, Loibl, i hab' d' Erbsen z'erscht gekocht!"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.